

WOLF  
WONDRA-  
TSCHEK

ERDE

und

PAPIER



**WOLF  
WONDRATSCHEK**

***Erde und Papier***

Herausgegeben von *Claudia Marquardt*

**Ullstein**

Wem kann ein Künstler noch vertrauen, wenn die  
Lücke kommt? – richtig, seinem Schmerz, seiner  
Angst und seiner Lust. Das ist nicht Schreibmaterial.  
Das ist Himmelsrichtung.

Jim Rakete

Das habe ich noch im Ohr. Meine Mutter will wissen, wie es in der Schule war, und wie ich sage: Na ja, wie immer.

Nur wenn ein Deutschaufsatz dran gewesen war, war ich gesprächiger, weil es mir Spaß machte, Aufsätze zu schreiben. Ich konnte es nicht erklären, aber ich mochte es. Und ich war der Einzige in meiner Klasse, dem Deutschaufsätze zu schreiben Spaß machte. Alle anderen stöhnten.

Eine mögliche Erklärung meiner guten Laune müsste so lauten: Ich hatte, vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben, eine Entscheidung getroffen. Ich hatte mich in etwas Großes, Unbekanntes verliebt, in die Wörter, mit denen man sich Sätze ausdenken konnte, Wörter, die einen Klang hatten, und der Klang konnte Schönheit sichtbar machen – und Wahrheit. Ich ahnte das mehr, als dass ich es begriff, und hätte es damals gar nicht formulieren können. Von Satz zu Satz war die Welt veränderbar, und die Welt, das waren die Geschichten, die man sich erzählt. Da durfte mich nichts ablenken, nichts sich einmischen, da hatte keine andere Autorität das letzte Wort. Ich tat etwas ganz für mich, und das rücksichtslos. Da war nichts mehr halbherzig, und das machte den kleinen Jungen auf eine nie gekannte Weise stolz auf sich. Und in der Folge nicht leicht zu handhaben.

An dieser Stelle wäre es, denke ich, angebracht, dem Deutschlehrer (und anderen in diesem Schulfach) ein Kompliment zu machen. Er hat nicht den Direktor der

Schule informiert und auch nicht meine Eltern in seine Sprechstunde zitiert, um herauszufinden, was mit ihrer Erziehung schiefgelaufen war.

Die Rechnung war einfach. Sollte mir erst einmal einer nachweisen, ob das, was ich schrieb, richtig oder falsch war. Das unterschied einen Deutschaufsatz von einer Mathematik-Arbeit oder einer Arbeit in Latein. Da war etwas entweder richtig oder falsch. Und ich bekam Schwierigkeiten. Wenn ich mich dagegen aber über ein Thema auslassen konnte, z. B. darüber, nur ein Beispiel, ob Reisen bildet und was ich von dem Satz, dass Reisen bildet, hielt, war ich in meinem Element. Ich wusste natürlich, dass ich für eine gute Note besser behauptete, ja natürlich bilde Reisen, Reisen seien für jede Bildung ganz wesentlich, und ich die südensüchtigen Maler und Dichter erwähnen sollte, die sich im 18. und 19. Jahrhundert auf die klassische Bildungsreise nach Griechenland oder Italien begeben hatten. Aber während ich in Mathematik und Latein durchaus auf gute Noten aus war, wie hätte ich sonst das Abitur schaffen sollen, waren mir gute Noten in Deutsch völlig egal. Ich behauptete also, nein, Reisen sei eine Mühe, die sich selten lohne, sie ermüde, koste Geld und man treffe auf Menschen, die einem auf die Nerven gingen. So in etwa! Ich bot auch einen Kronzeugen auf, gegen den zu argumentieren nicht leicht sein würde, den Philosophen Pascal, in den hatte ich mal hineingeschaut. Das Unglück des Menschen sei, hatte Pascal geschrieben, dass er nicht in seinem Zimmer bleiben könne! Reisen im Kopf ja, von Reisen träumen, einer Reise in eine der großen Wüsten der Erde, mit dem Ziel, nie wieder in die

Zivilisation zurückzukehren. Aber Koffer packen, Koffer schleppen, Koffer auspacken, in Betten schlafen, die man sich nicht ausgesucht hatte?

Irgendwie schaffte ich es, dass meine Deutschlehrer der Reihe nach kapitulierten. Ich setzte die Satzzeichen richtig, machte keine grammatikalischen Fehler, schrieb ein sprachlich schönes, mitunter sogar, wie ich glaubte, elegantes Deutsch, vermied Fremdwörter. Alles in Ordnung, bis eben auf meine Behauptung, man solle besser zu Hause in seinem Zimmer bleiben. Na gut, das Fenster öffnen, dem Singen der Vögel lauschen, dem Regen oder einem Gewitter, zuschauen wie die Wolken dahinzogen oder Flugzeuge, ein Buch lesen, am besten Gedichte und die laut – während an der Tür zu meinem Zimmer das Schild »Bitte nicht stören!« hing.

Rückblickend habe ich den Verdacht, dass mein Deutschlehrer vom Reisen vielleicht auch nicht viel hielt, von den Verkehrsstaus am Brenner, den Trampelpfaden die Akropolis hinauf, dem stundenlangen Geschiebe und Geschubse vor den Ticketschaltern der Uffizien oder denen in Pompeji, das aber als Pädagoge natürlich nicht zugeben durfte, schon gar nicht an einer Schule, die auf Goethe getauft worden war, der bekanntlich auf Bildungsreisen große Stücke hielt.

Was ich für eine Note bekam? Keine. »Mit schulischen Maßstäben nicht zu erfassen!« stand da nur. Ich fand das in Ordnung.

Bis zum Abitur blieb es dabei. Keiner meiner Deutschaufsätze wurde benotet. Ich empfand das als Auszeichnung. Wie auch die Ohrfeige, die mir mein Vater verpass-

te, als er mich, auf dem Bett liegend, antraf und wissen wollte, was ich tue – und ich ihm sagte: das siehst du doch, ich arbeite.

Und das war nicht einmal gelogen. Ich arbeitete daran, mir ein Leben vorzustellen, das zu leben Spaß machen könnte – was gar nicht so einfach war, wie es sich anhört.

»Wir müssen, was wir suchen, erfinden«, schrieb ich Jahrzehnte später. Ich suchte, scheint mir heute, nach der geheimen Signatur meines Lebens.

Dann hatte ich es mit den Chinesen. In einem Brevier mit fernöstlichen Weisheiten, ich glaube, einem Reclam-Heft, wurde ich mit der Einsicht belohnt, die mich durch und durch erfrischte: »Der Mensch reifte zum Menschen, als ihm das Nutzlose unentbehrlich wurde.«

Ich konnte damit jedem in meiner Familie den schönsten Sonntagnachmittag ruinieren.

Meine Mutter machte sich Sorgen. Sie litt unter der Vorstellung, ich würde, sollte ich meine Drohung, ein Dichter zu werden, wahr machen wollen, verhungern – was mein Vater, nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, für die gerechte Strafe für einen wie mich ansah.

So ganz unbegründet sind die Sorgen unserer Eltern nie, auch wenn Sorgenkinder andere Sorgen haben als ein sicheres Einkommen im gesetzten Alter. Ich hätte mich geschämt, an Geld zu denken. Ich zweifelte ja keine Minute daran, dass ich, wenn ich Geld bräuchte, es schon irgendwie kriegen könnte. Trotzdem hätte ich damals gern eine Mutter gehabt, die mir einfach alles zutraute, egal in welchem Beruf. Und gerne einen Vater, der auf meine Zu-

kunft das eine oder andere Glas trank, wenn er danach nur nicht notorisch versucht hätte, witzig sein zu wollen. Es wird sich schon eine reiche Frau finden, die sich in dich verliebt.

Meine Großmutter, auch sie damals noch am Leben, schaute ihren Sohn, der mein Vater war, mit einem Kopfschütteln an, das energischer nicht hätte sein können. Und nannte ihn einen Dummkopf – und mir streichelte sie sanft mitfühlend die Hand. Setz dem Kind keine solchen Flausen in den Kopf. Ob er nicht wisse, dass reiche Frauen Unglück brächten, anderen und sich selbst.

Hilfreich war das Gespräch, das ich mit einem amerikanischen Schriftsteller, mit dem ich mich in New York angefreundet hatte, geführt habe. Mach nicht den gleichen Fehler wie ich, mein Junge. Lass dich nicht von Leuten, die Geld haben, über den Tisch ziehen. Lass dich bezahlen, gut bezahlen, aber lass dich nicht kaufen!

Das habe ich mir gemerkt – und den Rat, schon aus Respekt vor den Sorgen meiner Mutter, beherzigt.

Dann, ich hatte gerade erst als Schriftsteller debütiert, kamen gute Zeiten. Niemand konnte ahnen, wie viele Menschen die Gedichte, die ich schrieb, lesen wollten. Ich war, was meine Gedichte anging, ganz gegen meinen Willen zu einer Art Bestsellerautor geworden. Ich war – Gott sei's geklagt – in Mode.

Und deshalb ging dann hin und wieder das Telefon.

Ja, bitte?

Ein Redakteur eines hochklassigen Gourmet-Magazins hatte Fotos vor sich auf dem Tisch liegen, Fotos von einem berühmten Fotografen, die er unbedingt in seinem

Heft haben wollte, aber er brauchte irgendwas, einen Text. Etwas über Spaghetti.

In meinem Kopf machte es klick! Das wird teuer, sagte ich.

Dachte ich mir, sagte er.

Wir einigten uns.

Ich wurde für eine Seite Text, die ich in einer Nacht raushaute, besser bezahlt als für ein Manuskript, auch wenn ich daran Tag und Nacht, und das zwei Jahre lang, geschuftet hätte.

Ein anderes Beispiel. Ein hohes Tier eines Automobilkonzerns wünscht sich einen kurzen Text als Vorwort für einen repräsentativen Bildband, der nur an wenige ausgesuchte Händler, das allerdings in aller Welt, abgegeben werden soll. Wenn einer so etwas schreiben kann, dann Sie, sagt er, was mich überrascht. Wäre der amtierende Bundespräsident, ein Weltmeister der Formel 1 oder ein PS-begeisterter Opernsänger nicht die bessere Wahl, wende ich ein. Wir haben uns gedacht, sagt er, dass ein Dichter, einer wie Sie, das machen sollte.

Das wird teuer, sage ich.

Kein Problem, sagt er.

Wir einigen uns.

Es war wirklich ein Haufen Kohle. Man kann, das gebe ich zu, auf den Geschmack kommen.

Damals gewöhnte ich mir an, mir alles in bar auszahlen zu lassen. Keine Schecks. Keine Überweisungen. Ich wollte den Dreck, den Geld für mich darstellt, sehen. Wie ein Arbeiter, der freitags seine Lohntüte kriegt, Geld sehen will. Aber es kommt noch besser. Es gibt eine

Anekdote, die niemand für wahr hält, die es aber ist. Ich soll von meinem Verleger für ein Manuskript nicht Geld, sondern eine Kiste Gold verlangt haben. Stimmt, habe ich. Und warum eigentlich nicht? Gedichte mit Gold zu bezahlen erschien mir angemessener, zumindest poetischer als mit einem Bündel dreckiger Geldscheine.

Es war dies nicht das erste Mal – und auch nicht das letzte Mal –, dass ich durch gewisse Eigenheiten, sagen wir ruhig: Extravaganzen auffiel. Ich will darauf jetzt hier nicht weiter eingehen. Irgendwann wird das, hoffentlich zur Erheiterung, in einer Biographie über mich nachgelesen werden können.

Und schon geht wieder das Telefon.

Eine auflagenstarke Illustrierte, zuständig für Klatschgeschichten, für Hochzeiten in Königshäusern und Scheidungen prominenter Zeitgenossen, will etwas über Tanz haben.

Ich kann nicht tanzen, sage ich.

Aber schreiben, sagt die Redakteurin.

Das wird teuer, sage ich.

Wir zahlen, was Sie verlangen, sagt sie.

Wir einigen uns.

Ich hoffe, der Himmel hat ein Einsehen und gibt, was die lebenslange Sorge meiner Mutter betrifft, Entwarnung.

John Lennon wurde ermordet, Steffi Graf spielte in Wimbledon, Max Schmeling wurde achtzig, Muhammad Ali boxte. Wir einigen uns. Ich war in Mode. Ich lieferte, auch etwas über die arme, bedauernswerte, immer sehr unglückliche Lady Diana Spencer, Princess of Wales, als

es sie in Paris, an der Seite eines ägyptischen Playboys, erwischte.

Wie lange das her ist!

Die Helden sind gegangen, in den Tod, in Rente. Die Zeitschriften und Zeitungen haben das Geld nicht mehr für Gastauftritte von Dichtern. Jetzt schreiben die, die ohnehin im Haus auf der Lohnliste stehen.

Dass ich endgültig nicht mehr in Mode war, merkte ich, als Bob Dylan den Nobelpreis zugesprochen bekam – und das Telefon keinen Mucks machte.

Aber dann, ich dachte schon, ich hätte nur die Rechnung nicht bezahlt und das Telefon sei stillgelegt worden, klingelte es wieder. Die Tabakindustrie! Ich war sofort guter Laune. Raucher aller Länder auf die Barrikaden! Kampf bis zum letzten Lungenzug! Nach seinem Lieblingsgemüse gefragt, antwortete Frank Zappa: Tabak! Ganz klar ein Heimspiel! Das Honorar: eine Stange pro Woche, ein Jahr lang. Da kann man nicht meckern.

Damit kein Missverständnis aufkommt. Ich war, als ich meine Deutschaufsätze schrieb, nicht auf Krawall programmiert. Ich wollte nicht den Frieden stören, mich nicht als kleines Genie aufspielen. Was ich ablieferte, war mein heiliger Ernst – und jeder, der seine Pubertät – egal wie lange schon – hinter sich hat, weiß, wie ernst ein Pubertierender alles nimmt, wirklich alles, jedes Getuschel in seinem Rücken, jede Gemeinheit, jede Ungerechtigkeit, die in der Familie, die draußen in der Welt. Was ist die Verzweiflung, in die ein Pubertierender seine Eltern treiben kann, gegen die Verzweiflung, der er selbst aus-

gesetzt ist. Ein Pubertierender ist eine Zeitbombe, die er gern zünden möchte gegen alle Nichtigkeit und Verlogenheit der Welt.

Stellen Sie sich den Jungen, während er seine Deutschsaufsätze abfasste, also am besten wie einen vor, den – bei allem Vergnügen, das er beim Schreiben hatte – heftige Stürme heimsuchten. Es war, was ich fühlte, so schwer zu verstehen. Heute würde ich sagen: es war Heimweh nach Aufrichtigkeit, nach Ehrlichkeit in jedem Menschen, in jedem auf jedem der fünf Erdteile.

Und so habe ich den Journalismus, als ich mich darin versuchte, nie nur als Job verstanden, sondern immer als eine dem Schreiben von Gedichten gleichwertige künstlerische Arbeit. Was einen solchen Text auszeichnet, ist, was gutes Schreiben insgesamt ausmacht. Klarheit, Brillanz, Zartheit und Fremdheit.

Es war früher Morgen, der 26. September 1973, und noch wusste ich von nichts. Vor einem ersten Kaffee interessiert mich die Welt nicht besonders, schon gar nicht die Presse darüber. Ich will, solange es eben geht, in Ruhe gelassen werden.

Die Zeitungsstände hatten natürlich schon offen, und vor jedem standen auch schon genug Leute herum. Nur eines war anders. Niemand sagte etwas. Niemand redete. Niemand bewegte sich, was keine Selbstverständlichkeit in den Städten Italiens ist.

Aber, wie gesagt, ich ignorierte das alles. Ich schlief ja noch und wollte erst nach einer ersten Zigarette und einem Cappuccino erwachen, in einer der Bars der nahen Piazza Navona.

Dass auch die Kellner, sonst immer angriffslustig, an diesem Morgen anders waren, fiel mir erst auf, als ich, obwohl so früh der einzige Gast und eigentlich unübersehbar, nicht bedient wurde. Ich war unerwünscht. Mehr noch, ich war überflüssig. Sie reagierten auch nicht auf Zeichen. Sie standen in der Tür, hatten alle drei ihre Zeitung in der Hand, die sie hielten, als sei es eine Qual, ihre Schlagzeile zur Kenntnis nehmen zu müssen. Die ganze erste Seite schwarz, schwarz wie die Glut in ihren Augen, schwarz wie die unbezwingbare Löwenmähne ihrer Haare. MAMMA ROMA E MORTA.

Ich saß da, noch immer ahnungslos, und wartete darauf, meine Bestellung loszuwerden. Gesund ist das nicht,

aber durchaus römisch, sich ärgern zu müssen. Also gab ich nach und sah dem nächsten Gast zu, der erschien, einem Herrn, auch er sonderbar apathisch, der sich setzte und mit seiner Zeitung den Kellner heranwinkte, der schließlich reagierte und sich langsam, irgendwie gekränkt, in Bewegung setzte.

Irgendetwas stimmte nicht. Ich winkte dem über die noch fast menschenleere Piazza eilenden kleinen Jungen, mir eine seiner Zeitungen zu verkaufen. Und dann hatte ich die Neuigkeit. In der Nacht, vor ein paar Stunden erst, das war geschehen, war Anna Magnani gestorben.

Ich weiß nicht, ob der Brunnen weinte, ob die Sonne eine Freude hatte oder die Stadt sich nicht tot stellen und gleich wieder schlafen legen würde, aber jeder, der die Nachricht gehört oder gelesen hatte, würde heute etwas Endgültiges zu verarbeiten haben. Womit sich trösten, wenn nicht einmal ihre Kraft ausgereicht hatte, nicht zu sterben?

Meinen drei Kellnern ging es nicht anders, sie standen da und weinten. Sie drehten sich nicht einmal um deshalb. Keiner der Männer schämte sich. Dem, der mir schließlich dann doch den Cappuccino brachte, liefen noch beim Kassieren Tränen über das Gesicht.

Die Frage war immer: Treten die Beatles noch einmal zusammen auf? Jetzt haben wir die Antwort: Nein, niemals – *nevermore*. John Lennon ist tot. Irgendein gottverdammtes Arschloch hat ihn umgelegt. Das Motiv? Warum ein Motiv? Man steht eines schönen Tages auf, kauft sich an der nächsten Ecke 'ne Knarre und ballert das Magazin leer. Es ist in New York mittlerweile sogar modern, auf einen Fluchtversuch zu pfeifen. Man lässt sich festnehmen, gesteht die Tat und lacht dabei den Pressephotographen so seelenruhig ins Blitzlicht, als handle es sich um ein Debüt im Showgeschäft – auch Mord ist dort nur Illusion.

Man versteht nichts, wollte man noch irgendetwas begreifen wollen. Alles ist sinnlos – das Sinnlose macht die Tat erst logisch. *Nothing is real* – nicht nur in den Erdbeergefilten der Phantasie, sondern erst recht im New Yorker Alltag. Aber natürlich erwischt es nicht jeden Tag einen, der schon unsterblich war, bevor er recht erwachsen wurde.

Ein Idol umzulegen ist Massenmord. Der Mörder muss 'ne Menge Spaß gehabt haben. Die Todesschüsse trafen eine ganze Generation verwelkender Blumenkinder – Schock beschleicht auch die müdesten Knochen, Ernüchterung drückt jedes High nach unten. *Strawberry Fields forever*. Trauerarbeit über Kopfhörer.

Wäre John Lennon nur einfach, sagen wir, ertrunken, seine Fans hätten sich schon von allein die bessere, die glaubwürdigere Antwort zugeflüstert: Er lebt und hat

auf der *Yellow Submarine* angeheuert. Wäre er an einer schlechten Droge krepirt, es wäre dann eben nur der standesgemäße Betriebsunfall gewesen. Da versteht man Spaß. Wäre er am letzten Montag von der Freiheitsstatue gesprungen – der Werbegag für seine gerade erschienene LP hätte ihn nur das Leben gekostet – na ja.

Aber, *Lady Madonna*, einfach umgenietet zu werden von einem armselig Verrückten, dem es nicht gefiel, dass er Lennons Autogramm, um das er ihn ein paar Stunden vor dem Mord gebeten hatte, so unleserlich fand?

*Ob la di – ob la da?* Was tun, da nichts, restlos nichts mehr zu verstehen bleibt? *Life is very short* hat er gesungen. Natürlich, das war beste Tradition. Kein langes Leben, nur das nicht. Erst die vielen Opfer machten ja den Rock'n'Roll so herrlich authentisch.

Nur: Lennon dachte längst anders, und sein Tod passt da nicht hinein ins Konzept willkürlicher Vollendung. Das war keine frivole Konsequenz, rechtzeitig auszusteigen wie Sid Vicious oder Janis Joplin; kein tragisches Alleinsein im Tod, wie sich uns das Ende von Jimi Hendrix verklärt hat. Ganz zu schweigen von den jungen Leichen, die, millionenschwer und weggepustet, auf dem Grund ihres Swimmingpools gefunden wurden.

Dabei gab es ja eine Zeit, da waren John, Paul, George und Ringo wirklich in Lebensgefahr. Die Mädchen hätten die Beatles doch am liebsten gevierteilt vor lauter Sehnsuchthysterie. Es mussten Polizeisperren und Tausendschaften von Ordnungshütern her. Sie überschwebten zwar unsere lieben sechziger Jahre wie eine Morgensonne, aber auf Erden blieben sie gehetzt von allen Furien.

Lange her – Erinnerungen an eine Zeit, als der Haarschnitt noch in den Bereich »elterlicher Gewalt« fiel, als diese vier Liverpooler das grauenhafte Grau dieser Welt so kinderleicht und rotzfrech in immer buntere Explosionen zersprengten mit kreischenden Kopfstimmen.

Lange her. *Sergeant Pepper* zuckert. Der *Paperback Writer* kassiert Tantiemen. Der Peitschenhieb ihrer Gitarren hat schon die Streicher auf den Plan gerufen. Alles hat sich sublimiert zu melodischen Ohrwürmern.

Wie friedlich alles geworden war – bis die Schüsse fielen. Natürlich hat keiner allen Unsinn so gekonnt beherrscht wie John Lennon – auch das Marihuana, das er rauchte, war auf seinem Mist gewachsen –, aber musste es deshalb mit ihm ein so sinnloses Ende nehmen? Gerade um ihn, um diesen schwierigsten, talentiertesten der Beatles, war es doch besonders still geworden. Er war, was er sein wollte: Privatmann, Ehemann, Familienvater. Eine langsame Ablende – niemandem verantwortlich, auch wenn eine Millionenschar nach immer neuen Beatles- Ewigkeiten verlangte.

Vorbei die Guru-Allüren. Keine *Give peace a chance*-Predigten mehr. Keine poetischen Happenings, die aller Welt seine gnadenlose Liebe zu Yoko Ono beweisen sollten. Wenn ich an ihn dachte, lag er mit Frau und Kind im Bett, schaute fern und las in Comics. Er wollte nicht den Solo-Herausforderer spielen, größer werden noch als vor zehn Jahren. Es gab nichts mehr zu beweisen – es sei denn, dass Erfolg (in welcher Größenordnung auch immer) zu verdauen ist.

In einem kalifornischen Gefängnis sitzt einer, der hat

Mordbefehle gehört, als er die Beatles (auf ihrem weißen Album) *Happiness is a warm gun* singen hörte; er hat nicht gezögert und aufgeräumt wie ein falsch programmierter Jesse James.

Sein Name: Charles Manson.

Die Plattenteller drehen sich. Die Zeit steht still. *All you need is love* – und: *We can work it out*. Lauter Grabinschriften.

»Die Beatles und ihre Musik« – das klang schon vor einem Jahrzehnt wie ein Nachruf – »haben den Rhythmus der Welt von heute eingefangen.« Am Ende aber blieb die alte Welt von morgen, die Welt des alltäglichen Überlebens, wozu gerade in New York jedes Verbrechen gut ist; die Welt des Wahnsinns, wo einer nur dem Rhythmus aus dem Trommelrevolver vertraut, dem Rhythmus des Dschungels, der auch dem *Nowhere man* John Lennon seinen Platz zuweist – einen Platz unter der Erde.